

Webefächer erreichen, die mit den Schlußfäden dazwischen komplizierte Gewebe ergeben, bei Farbwechsel in den Fäden sogar sehr beachtlich hübsche Stoffe. Daneben konnte man schon Bänder in der sog. Brettchentechnik weben, doch darüber gelegentlich einmal mehr. Ferner wußte man, daß durch verschiedene gerichtete Drehung Fäden entstehen, die kombiniert ein einsitziges Werfen des Stoffes verhindern. Durch die Aufmerksamkeit dieses Mitarbeiters konnte so nicht nur eine bisher unbekannte Siedlung der frühen Eisenzeit, sondern auch Dinge entdeckt werden, die uns zu lehrreichen Betrachtungen über die Anfänge eines im menschlichen Leben wichtigen Gewerbes anregten. Es muß hervorgehoben werden, daß die Herren der Flurbereinigung unter der Leitung von Herrn Georg Zehnter an diesen Entdeckungen sehr interessiert waren und die Bergung weiterer Reste in Zusammenarbeit mit der Zweigstelle Franken zusagten.

Bei dieser Gelegenheit machte Landwirt Richard Krauß aus Neuses am Berg darauf aufmerksam, daß auf seinen benachbart liegenden Äckern, die auch noch zur Gemarkung Schwarzenau gehören, eigenartige dunkle Flecken vorhanden sind, aus denen er bereits eine kleine Steinhacke aus Amphibolit bergen konnte. Die Begehung ergab eindeutig die Reste einer über 2000 Jahre älteren Ansiedlung. Kennzeichnend sind die Scherben von sog. Kämpfen mit mehr oder weniger bogenförmigen Bändern, die gern mit Einstichen gefüllt sind. Nach diesen Mustern wird diese Kultur als Bandkeramik bezeichnet. Rohere Gebrauchstöpfe besaßen Griffwarzen und Horizontalhenkel. Wir fassen damit eine bisher unbekannte Siedlungsstelle der älteren Jungsteinzeit, der Menschen, die erstmals in Mitteleuropa zum Ackerbau übergingen und als Landwirte unterfränkischen Boden bebauten. Das ist doch wohl ein interessantes historisches Ergebnis, das unsere Kenntnis der ältesten Heimatgeschichte weiterführt und auf deren Bergung die genannten Herren stolz sein können.

Georg Kanzler

Der letzte Einsiedler

Ein lediger Schneider, noch in den besten Jahren, war der Welt müde geworden und suchte daher nach einer Klause, wo er nur Gott und seiner Seele leben könnte. Bei einem Kirchlein der Fränkischen Schweiz, das einsam inmitten von Wald und Wiesen stand, fand er, was er suchte. An die Kirchhofmauer war ein Häuschen angebaut, groß genug, einen Schneider mit seiner geringen Habe und all seinen Sehnsüchten aufzunehmen.

Es war im Frühling, Wald und Wiesen blühten wunderbar um das kleine Gotteshaus. In seiner schönen, weltfernen Einsamkeit fühlte sich der „Bruder“ — der schon eine Reihe von Vorgängern gehabt — bereits nach wenigen Tagen so wohl, daß er beschloß, nicht mehr von hier fortzugehen. Einmal in der Woche kam der Pfarrer aus dem Tal herauf, um für die in den Höhendörfern verstreuten Landleute Gottesdienst zu halten. Seitdem der

neue Klausner eingezogen war, diente er als Mesner: hielt dem Geistlichen den Gürtel hin, zündete die Kerzen an und ging mit dem Klingelbeutel durch die Reihen der Gottesdienstbesucher. Auch läutete er täglich in der Frühe, zu Mittag und in der Abenddämmerung zum Gebete. Sonst aber war er auf sich allein gestellt. Nur selten kam ein Mensch an Kirche und Eremitenhaus vorbei. Er las in der „Nachfolge Christi“ und andern frommen Büchern, die ihm die Eitelkeit alles Irdischen vor Augen stellten, und gedachte dabei mit bittern Reuetränen der Sünden seiner Jugend. Sein bescheidenes Mahl bereitete er sich auf einer offenen Feuerstelle, von der der Rauch unmittelbar durch einen altägyptischen, rußgeschwärzten Kamin abzog. Was er zum Leben brauchte, brachten ihm die Leute beim Kirchgang gerne mit. „Beim Einsiedler rauchts“, sagten sie mit Befriedigung, wenn sie von fern die weißen oder schwarzen Rauchwölkchen in die blaue Sommerluft aufsteigen sahen.

Nach Wochen indes, als er die geistlichen Bücher gleichsam zerlesen hatte, merkte der fromme Mann, wie sein unruhig kreisendes Blut nach noch anderm verlangte. Frau Langeweile trat auf ihn zu und schaute ihn unverwandten Blickes an, so wie er manchmal des Abends ein Stück Wild aus dem Wald heraustreten und lange zu sich heräugen sah. Bete und arbeite! sagte er zu sich selbst. Er besann sich auf seinen Schneiderberuf, ließ sich von den Bauern alte oder zerrissene Kleider zum Ausbessern mitbringen und lehnte es, da in seinem Handwerk sehr geschickt, auch nicht ab, dem und jenem das Maß zu nehmen und ihm einen neuen Anzug zu fertigen. Da saß er denn auf seinem Tisch, nähte, schnitt, trennte auf, arbeitete mit Elle, Kreide und Bügeleisen, ganz so, wie er vormals draußen in der Welt getan hatte.

Doch beim Einsiedler „rauchte es“ noch stärker. Trotz der Arbeit bedrückte ihn seine Einsamkeit immer mehr und der Schlaf floh ihn. Er mußte wieder unter Menschen gehen, mußte wieder Mensch unter Menschen sein. So trug er denn nach einiger Zeit ausgebesserte Stücke oder ein neues Gewand eigenhändig in eines der Dörfer, setzte sich zu den Hausinsassen, auf die Tischbank, aß, trank und schäkerte mit ihnen. Das nahm ihm das einfache Volk nicht übel, sondern hatte seinen heimlichen Spaß an dem „Einsiedler“, suchte ihm bisweilen auch ein „Räuschlein“ anzuhängen. „Er kann ja nicht immer nur in sich hineinbrüten“, sagten die Leute. Sie verteidigten ihn auch gegen den Pfarrer, wenn der meinte, der Eremit solle nur aus besonderem und wichtigem Grund seine Klause verlassen, sonst aber hübsch für sich bleiben.

Der Herbst mit seinen Kirchweihfreuden kam. Noch mehr begehrte da das Blut des einst so Lebenslustigen auf. Es lockte die schmetternde Musik der Tanzböden. Und so sträubte er sich nicht lange, als ihn einmal eine frische Bauernmaid, in deren Elternhaus er öfters einkehrte zu einem Tänzchen einlud. Die Burschen und Mädchen des Tanzbodens nahmen ihn wie einen ihresgleichen auf und fanden nichts Anstoßiges darin, daß der „Bruder“ tanzte und sein langes braunes Gewand wie ein Frauenrock hinter ihm her flog und flatterte.

Nur einer sah es mit scheelen Blicken, der nämlich, der ein Auge auf jene Maid geworfen hatte. Da diese gerade jetzt seinen Annäherungsversuchen gegenüber sich recht kühl verhielt, so schrieb er das ihrem Bekanntsein

mit dem Einsiedler zu und beschloß in seiner zornigen Eifersucht, diesem einen Denkzettel zu geben. Als der „Einsiedel“ wieder einmal nicht zu Hause war, brach er durch die schwache Türe in dessen Stübchen ein, warf alles durcheinander, zerbrach die beiden Stühle und nahm ein paar Meter Stoff mit. Der Vorfall erregte Aufsehen, er kam auch den Landjägern zu Ohren, und diese hatten keine Mühe, den Täter ausfindig zu machen, zumal dieser im Gefühl befriedigter Rache auch im Wirtshaus nicht ganz reinen Mund halten konnte. So mußte der Bursche alsbald den heimischen Stadel auf einige Wochen mit der Arrestzelle vertauschen. In der Einsamkeit der Haft aber wuchs sein Zorn gegen den Einsiedler immer mehr. Als er nach seiner Entlassung das Eremitenhaus aufs neue umschlich und dabei aus dem Wald beobachtete, wie seine Angebetete öfter, wie zufällig, auf dem Weg in ein anderes Dorf an dem Haus vorüberging, der Einsiedler dann am Fenster erschien und sie sich länger unterredeten, packte ihn schließlich eine rasende Wut. Und eines Morgens, es war inzwischen Spätherbst geworden, fand der „Bruder“ auf seinem Fenstersims einen Zettel: „Rache! Blutige Rache!“ Wiewohl er, was gute, kräftige Arme und auch Mut anlangte, durchaus kein „Schneider“ war, fürchtete er sich doch vor dem aufs äußerste gereizten Menschen, und so kam es, daß die Kirchgänger jetzt öfter auf den Sträuchern vor seinem Häuschen sein Hemd zum Trocknen liegen sahen, das er in der Nacht davor aus Angst durchgeschwitzt hatte.

Kurz, der Einsiedler fühlte sich in seinem Haus und in seiner Haut nicht mehr sicher. Und als die Allerseelenzeit kam, als die Nebel ihre Flöre über den Wald breiteten und das Käuzchen in den Novembernächten sein schauriges Klagelied hören ließ, da wurde ihm immer bärger zumute. Den Leuten sagte er, er könne es nicht ertragen, wie jetzt im nahen Beinhaus nachts die Gebeine klapperten und wie es die Beerdigungswerze, die Hauen, Schaufeln und Bretter durcheinanderwerfe. Es müßten die Armen Seelen sein, die in dieser Zeit „umgingen“. An einem klaren Wintermorgen dann, da schon tiefer Schnee rings um das Kirchlein lag, läutete es nicht mehr, als der Pfarrer und wenige Pfarrangehörige zum Gottesdienst kamen. Der Einsiedler war verschwunden. Niemand wußte, wohin er gegangen, und seine Spur blieb gänzlich verloren. Auch hat sich in den hundert Jahren, die seither verflossen, kein neuer Bewohner des Eremitenhäuschens gefunden.

Wir möchten mit obigem Beitrag auf das dichterische Schaffen unseres Bundesfreundes Dr. Georg Kanzler hinweisen, der als Pfarrer im oberfränkischen Leutenbach bei Forchheim wirkt. Der Frankenbund brachte bereits dichterische Beiträge von Kanzler in den beiden Anthologien „Fränkische Gedichte“ und „Im Land zu Franken“. Georg Kanzler hat seine besinnlichen Gedichte in den Sammlungen „Stilles Tal“, „Widerklang“ und „Fränkischer Garten“ vereinigt. Besonders seien auch die in Buchform erschienenen Erzählungen des Autors genannt: die historische Erzählung aus dem 15. Jahrhundert „Der Burgkaplan“ und die Novellen „Spätsommerleuchten“ und „Aus der Jugendzeit“, in denen die beiden mit Franken so eng verbundenen Dichter Joseph Victor von Scheffel und Friedrich Rückert zum Leben erweckt sind. In all diesen Arbeiten sind Volkstümliches und Sinnendes, Gemütvolles und Menschliches so echt vereint, daß wir in Georg Kanzler einen liebenswerten Autor gern am dichterischen Werk wissen.

H. G.